

11. Okt. 1969

Seite 72 MANNHEIMER MORGEN

## Ohne Juroren und Proteste

Im Musée d'Art Moderne findet die sechste Biennale von Paris statt

Die sechste Biennale von Paris, die bis zum 2. November im Musée d'Art Moderne zu sehen ist, hat ihr Gesicht gründlich geändert. Finanziell und räumlich begrenzt, entschloß man sich dazu, aus jedem der über sechzig teilnehmenden Länder nur je einen Maler, Bildhauer, Graphiker und Fotografen einzuladen. Dafür wurden Gruppenarbeiten bevorzugt. Auch die Länderkochen sind aufgegeben.

Dies System hat zweifellos seine Vorzüge. Es beugt einer Inflation mittelmäßiger Arbeiten vor und betont demokratisch die Gleichheit. Andererseits wird durch die Vermischung des Informationsbedürfnis des Publikums getäuscht, und der Künstler geht in der Fülle des Gleichartigen unter. Zudem waren für jeden Teilnehmer nur drei Arbeiten zugelassen. Das nahm zum Beispiel Lambert Maria Wintersberger, den der deutsche Kommissar Grochowiak als Maler nominiert hatte, die Möglichkeit, die volle Skala seiner Verletzungen, Sprengungen und Fesselungen auszubreiten: für die an malerischem Potential arme Biennale gewiß ein Verlust.

Die Gruppenarbeiten beherrschen das Feld. Viele Künstler lehnen heute das Zurschaustellen eines Einzelwerks, das durch eine etwas willkürlich heraushebende Prämie belohnt wird, ab. Andere fechten das fixierte Opus überhaupt an. So kann man auf der Biennale eine langsam schmelzende Eisplastik und die elementaren Anti-Formen der Landkunst sehen, übrigens aus Japan:

Wasser, Erde, angebrannte Balken. Es fehlt auch nicht der Gag, der das fertige Werk ad absurdum führen soll: ein Mann wickelt ständig Müll ein und aus.

Ernster zu nehmen sind gemeinsam gestaltete Environments mit Gängen, Projektionskammern, einem Kosmos-Zelt und Meditationslandschaften. Es gibt die übliche Spielabteilung mit veränderbaren Objekten und das Turner-Freizeitland im bunten Marisol-Stil. Letzteres leitet über zu den Paradiesen, welche die Architekten uns versprechen.

Hier gehen praktische Phantasie und Utopie ineinander über. Der durch Vorschriften eingeengte Entwerfer verläßt erleichtert die Erde, das feste Haus, den Stahlbau. Er träumt von schwebenden Zukunftsstädten mit beliebig einhängbaren Wohn- und Funktionszellen aus durchsichtigen Kunststoffen, die es aber schalldicht vorerst noch nicht gibt. In diesen Entwürfen steckt ebensoviel Eskapismus wie im Mondflug. Allerdings ist das Bemühen unverkennbar, Probleme des Zusammenlebens baulich mit mehr Phantasie als bisher, und weniger Routine, zu bewältigen. Etwa wenn der Architekt Hölzinger und der Kinetiker Goepfert die Verkehrsmisere deutscher Städte angehen oder das Berliner Gespann Uhl-Carlini sich zwanglos Vorstellungen über ein ideales Studienzentrum hingibt. Andere bleiben näher an der sozialen Wirklichkeit. Dies betrifft französische Entwürfe für Erholungsorte am Meer, wie sie teilweise schon im Languedoc verwirklicht werden. Auch die deutsche Gruppe AAT ist zu nennen, welche die neue Dortmunder Universität mittels eines Kommunikationsnetzes in das städtische Leben einbeziehen will.

Im ganzen spiegelt diese Biennale die derzeitige Lage der jungen Kunst, die bestreiten, aber auch konstruieren, romantisch, aber auch technologisch sein möchte. Eine gewisse Konformität, durch Auswahl und gestellte Aufgaben mitbedingt, fällt auf. Die städtische Angriffslust von Pop-art liegt hinter uns, politische Proteste wurden ausgespart. Zweifellos hat Teamwork eine Zukunft, wenn man es in die urbanistische Planung einzubetten weiß.

Das Prinzip der Biennale selbst ist anfechtbar. Solange man nicht selektive Maßstäbe anlegt, sind weder Exotika, noch Folklore, noch Stilaufgüsse zu vermeiden. Die Biennale der Jungen wird dann zu dem, was sie eigentlich nicht sein wollte: ein juryfreier Salon.

Günter Metken (Paris)